



HARDY PUNDT

Wattentod

Ein Küsten-Krimi

Original

GMEINER



HARDY PUNDT

Wattentod

TÖDLICHE GIER Der ostfriesische Unternehmer Arend Ennenga ist tot. Er hinterlässt einen millionenschweren Baubetrieb. Kurze Zeit später kommen zwei seiner Söhne bei einem Segelunfall im Wattenmeer, der dritte bei einem Bahnunglück im Harz ums Leben. Ärztlicherseits werden natürliche Todesursachen attestiert. Aber ist es wirklich Zufall, dass alle Erben so kurz nach dem Ableben des Vaters sterben? Die Gerüchteküche brodelt und in der Presse werden Fragen aufgeworfen, zu denen auch der Auricher Polizeipräsident Stellung nehmen muss. Er beauftragt die Kommissare Tanja Itzenga und Ulfert Ulferts, die Sachlage zu klären, um schnell einen Schlussstrich ziehen zu können. Ihre Ermittlungen führen sie zuerst zu den Witwen der Unternehmersöhne. Die Kommissare sehen sich schnell mit der Frage konfrontiert: Unglücklicher Zufall oder Komplott um ein Millionenerbe?



Hardy Pundt, geboren 1964, stammt von der Insel Memmert und verbrachte Kindheit und Jugend in Ostfriesland. Nach über 20 Jahren in Nordrhein-Westfalen lebt er heute mit seiner Familie in Schleswig-Holstein. Er ist Hochschuldozent in Sachsen-Anhalt und kann auf zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen zurückblicken.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Bugschuss (2012)

Friesenwut (2010)

Deichbruch (2008)

HARDY PUNDT

Wattentod

Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2014

Lektorat: Katja Ernst
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Andrea Kusajda –Fotolia.com
ISBN 978-3-8392-4507-1

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

PROLOG

Missgunst, Gier. Oder war es pure Angst?

Sie war müde, ausgelaugt. Die Luft war miserabel, der Geschmack im Mund unerträglich. Sie konnte sich nicht erinnern, sich in den vergangenen Jahrzehnten einen Tag lang nicht gewaschen oder einmal die Zähne nicht geputzt zu haben.

Jetzt saß sie bereits zwei Tage hier fest. Wie viele mochten folgen? Alles, was passiert war, trieb sie beinahe in den Wahnsinn. Der Tod von jemandem, der einem nahestand, war niemals leicht. Doch der Grund war für sie einfach nicht fassbar.

Missgunst, Gier. Oder pure Angst? Angst vor dem Versagen? Angst vor dem Tod? Warum saß sie hier und konnte nichts, aber auch gar nichts tun? Die Tür fest verschlossen, der Fensterschacht mit Erde zugeschüttet. Mit Erde!

Niemand würde sie hören. Niemand würde sie vermissen. Sie musste damit rechnen, eine lange Zeit in diesem Keller eingeschlossen zu sein.

Immerhin war Wasser vorhanden. Eine Kiste *Kühle Brise medium* stand in der Ecke. Außerdem hatte sie zwei Dosen Hering in Tomatensoße gefunden. Eine davon hatte sie geleert, mit bloßen Händen – der Hunger war groß gewesen und der Gedanke, ob sie sich die Nahrung würde einteilen müssen, war ihr nicht gekommen.

Kein Waschbecken, kein Klo. Lediglich ein Eimer in einer Ecke.

Was dachte sich ein Mensch dabei, seinesgleichen unter solchen Bedingungen einzusperren? Rache? Gier nach Geld oder Macht? Oder war er einfach übergeschnappt?

Auf den Geschehnissen der Vergangenheit eine Zukunft aufzubauen, schien nicht vorstellbar, zumal ... Das musste früher oder später schiefgehen: Alles würde herauskommen. Diese miese Geschichte zu vertuschen würde nicht funktionieren. Es gab immer undichte Stellen. Am Ende würde die Wahrheit siegen. Jedoch musste sie sich kleinlaut eingestehen, dass es oft genug anders gekommen war.

Sie wusste nicht, ob ein Plan hinter ihrer Gefangennahme stand oder ob es eine spontane Verzweiflungshandlung war. Vielleicht war diese Tat die Folge einer geistigen Verwirrung, die dazu geführt hatte, sie hier unten einzusperren und das Fenster mit Erdreich zuzuschütten – schon halb ein Grab.

Die Polizei war im Haus gewesen. Die Kripo. Diese Polizistin und ihr Kollege. Jetzt, hier unten im Kellerloch, in dieser unerträglichen Stille, die ihr viel Raum zum Nachdenken bot, war ihr klar, warum die Kripo dagewesen war. Nie und nimmer hätte sie geglaubt, dass das, was geschehen war, wirklich passieren könnte. Es war furchtbar niederträchtig gewesen!

Der Druck nahm zu. Ihr Darm rumorte. Ihr graute davor, den Eimer zu benutzen und ihn dann weiterhin in der Ecke stehen zu haben.

Missgunst, Gier, Angst, Egoismus, Machtwahn, Irrsinn ... Ihr schwirrten unzählige Begriffe ungefiltert durch den Kopf. *Die Welt ist mir scheißegal, nach mir*

die Sintflut, nur ich allein zähle! Was konnte ein Leben in kürzester Zeit aus einem Menschen machen? Oder war es eine langsame, schleichende Entwicklung gewesen, die nun ihren Höhepunkt erreichte?

Sie würde es niemals schaffen, mit all dem fertigzuwerden. Und es war ihr deshalb nicht klar, ob es sich überhaupt lohnte weiterzuleben. Sie konnte den Peiniger ein erstes und letztes Mal schocken, indem sie sich in diesem Loch einfach erhängte. Es lag viel Zeug rum, sie würde etwas finden ... Doch sie war feige. Ihr Leben lang schon. Hatte geschwiegen, wenn sie hätte reden müssen. *Ja und Amen*, mehr war von ihr nie gekommen. Sie würde es nicht fertigbringen, sich einen Strick oder den Gürtel irgendeines muffigen Mantels aus dem wackeligen Kleiderschrank, der in der Ecke stand, um den Hals zu legen und anschließend von der Tischkante zu springen.

Sie schlurfte zum Eimer. Allein der Gedanke an den sich langsam im Raum ausbreitenden Geruch verursachte Brechreiz. Sie konnte den Raum nicht verlassen, kein Fenster öffnen. Erde! Erde vor dem Fenster! Totale Dunkelheit, wenn sie das Licht löschte.

Ein Weinkrampf packte sie. Widerwillig streifte sie die Hose herunter und hockte sich über den Eimer.

Sie war allein. Nicht nur in diesem Keller. Er würde nie wieder zurückkehren. Er war tot, elendig ersoffen und angeschwemmt an einer Sandbank. Wie lange musste sie noch in diesem Loch sitzen?

1

Die Sophia schaukelte von einer Seite auf die andere, der Wind peitschte die Nordsee zu immer höheren Wellen auf. Wilbert Ennenga war ein erfahrener Skipper. Er kannte sein Boot. Mit der Sophia hatte er manch größeren Törn hinter sich gebracht, stets genug Wasser unter dem Kiel, was bei Wattenmeerfahrten durchaus eine Herausforderung war. Er war wahrhaftig einer, dem man ohne Weiteres sein Boot anvertraut hätte, um es über den großen Teich an die Ostküste der USA zu überführen.

Wilbert nahm öfter seinen Bruder Renke mit, der zum Segeln ein zwiespältiges Verhältnis hatte. Begeisterung für das Meer brachte er auf, doch er fürchtete sich vor der Seekrankheit. Um ihn an das Segeln heranzuführen, waren die beiden früher mit einer kleinen Jolle auf Binnenseen unterwegs gewesen. Das Große Meer mitten in Ostfriesland war ideal dafür. Renke hatte Gefallen daran gefunden, solange es gemächlich zuging. Starker Wind und raue See, das brauchte er nicht.

Familie Ennenga hatte die stattliche Jacht seit Jahren im Hafen von Wangerooge liegen, auf der Insel besaß sie eine Ferienwohnung. Die Sophia war ein altes, aber schnittiges Boot mit guten Segeleigenschaften, selbst bei unruhiger See. Von Wangerooge aus konnten sie wunderbar die ostfriesischen Inseln ansteuern, hinaus auf die Nordsee fahren. Des Öfteren schon waren Cuxhaven oder Bremerhaven das Ziel gewesen. Aber zu weit hinaus auf die offene See war Renke meist zu viel des Guten.

Diesmal hatte er sich jedoch von seinem Bruder recht schnell breitschlagen lassen. Er fand die Idee gut, angesichts des Todesfalles einen Tag Auszeit auf See zu nehmen. Wilbert war in früheren Tagen auch schon nach Helgoland oder Hamburg gesegelt. Renke hatte dankend abgelehnt: »Nee, dann hänge ich den ganzen Tag über der Reling und füttere die Möwen.«

Er wusste nicht, dass es diesmal schlimmer kommen würde.

Mit seinen sieben Metern Länge verfügte das rote Kunststoffboot über eine großzügige Plicht, den Bereich im hinteren Teil der Sofia, in dem der Skipper das Boot mit der Pinne auf Kurs hielt und in der weitere Sitzplätze für Mitfahrer vorhanden waren. Es gab eine Kajüte, die sechs Personen Platz zum Schlafen bot, wenn man zusammenrückte. Für Wilbert war das Boot Lebenselixier; die Möglichkeit, Abstand zu gewinnen von der Arbeit, die ihn ganz und gar forderte. Und manchmal auch von Teelke, seiner Frau.

Jetzt stampfte die Sophia durch die See, brach sich ihren Weg durch die Wellen, die Renke mit Sorge betrachtete, vor allem wegen seiner Furcht vor der aufkeimenden Übelkeit. Tatsächlich grummelte es in seinem Magen bereits beträchtlich und ein leichter Schwindel überkam ihn. Wilbert lachte. Er trotzte dem Wind und der See. Obwohl auch er nicht mehr der Jüngste war, schien er in seinem Element. Der Seewetterbericht hatte starken Wind angekündigt. Nach Wilberts Berechnung würden sie so viel Fahrt machen, dass sie Cuxhaven erreichten, ohne den herannahenden Sturm mit voller Wucht abzu-

bekommen. Wilbert versicherte Renke fortwährend, dass sie es schaffen würden. Als sie auf Wangerooge gestartet waren, hatte die Sonne geschienen und eine leichte Brise geweht. Das war nun, nach gut drei Vierteln der Seereise, nicht mehr der Fall. So war es hier an der Küste – das Wetter konnte in kurzer Zeit umschlagen.

Renke wurde nervös. Vielleicht hätte er das Große Meer doch nicht gegen die Nordsee tauschen sollen. Auch das Zwischenahner und das Steinhuder Meer hatten sie bereits ersegelt. Das waren allerdings Kaffeefahrten gewesen gegen das, was hier gerade stattfand. Wilbert versuchte Renke zu beruhigen: Am Abend lägen sie im Jachthafen der Stadt zwischen Weser- und Elbmündung und würden sich ein kühles Pils genehmigen.

Um sich abzulenken, wollte Renke ein Gespräch beginnen, was aber bei dem Wind ziemlich schwierig war. »Ja, Wilbert, nun sind wir die Verantwortlichen!«, rief er seinem Bruder zu. Er setzte sich neben ihn in die Plicht, dennoch blies der Wind derart heftig, dass sie laut sprechen mussten, damit der andere die Worte verstand.

»Dass Vater jetzt tot ist ...«, bemerkte Wilbert, auf das weite Meer schauend. Wasser und Himmel gingen ohne Grenze ineinander über, der Horizont war nicht zu sehen.

»Er hat sein Leben gelebt«, antwortete Renke. »Und du hast ein Recht auf den größten Anteil, hast immer wie ein Wahnsinniger gearbeitet. Du warst Vaters rechte Hand.«

»Höre ich da Neid?«

Renke dachte einen Moment nach. »Nein, nein«, sagte er schließlich, sein Ölzeug am Hals fester zuziehend, »so